

**It's the
humanities,
stupid!**

**Gegenstand, Relevanz und Praxis
der Geisteswissenschaften**

Eine philosophisch-anthropologische Begründung

Markus Zürcher





Spätestens seit der Jahrtausendwende werden Wissenschaft und Wissen als zentrale Produktionsfaktoren erkannt, die massgeblich zu Wertschöpfung, Produktivität, Wirtschaftswachstum und Wohlfahrt beitragen. Gerade in Bezug auf die Geisteswissenschaften entgeht dieser geschaffene Mehrwert jedoch dem oberflächlichen Blick. Mit der vorliegenden Schrift wird der Versuch unternommen, den Gegenstand, die Relevanz und damit den praktischen Nutzen der Geisteswissenschaften systematisch herzuleiten. Dabei zeigt sich, dass die grossen Trends hin zur Individualisierung und Pluralisierung, zur Entmaterialisierung von Produktion und Konsum und zur Ausrichtung der Forschungs- und Gesellschaftspolitik auf die sogenannten «grand challenges» die Bedeutung der Geisteswissenschaften gegenwärtig und zukünftig erhöhen. Weitere Informationen zur Wertschöpfung der Geisteswissenschaften unter abouthumanities.sagw.ch

Au plus tard depuis le tournant du millénaire, la science et le savoir sont reconnus comme des facteurs de production cruciaux, qui contribuent de façon déterminante à la création de valeur, à la productivité, à la croissance économique et à la prospérité. Cependant, lorsqu'il s'agit des sciences humaines, la plus-value ainsi créée n'est pas visible au premier abord. Le présent texte se veut une tentative de démontrer systématiquement en quoi consistent les sciences humaines, leur pertinence et, par là, leurs valeurs pratiques. Il en ressort que les grandes tendances à l'individualisation et à la pluralisation, à la dématérialisation de la production et de la consommation, ainsi qu'à l'orientation de la politique de la recherche et de la politique sociale vers les *grand challenges* renforcent l'importance des sciences humaines pour aujourd'hui comme pour demain. De plus amples informations sur la valeur ajoutée des sciences humaines se trouvent sous: abouthumanities.sagw.ch

Gegenstand, Relevanz und Praxis der Geisteswissenschaften

Eine philosophisch-anthropologische Begründung

Markus Zürcher



Herausgeber

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften,
Laupenstrasse 7, Postfach, 3001 Bern
Telefon +41 (0)31 306 92 50, sagw@sagw.ch
www.sagw.ch

ISBN 978-3-907835-88-3

Titelbild

Howald Fosco Biberstein, Basel

Layout

Delphine Gingin (SAGW)

Druck

Druck- und Werbebegleitung, 3098 Köniz

1. Auflage, 2016 (1000 Expl.)

Die Broschüre kann kostenlos bezogen werden bei der SAGW
oder unter www.sagw.ch/publikationen.

© SAGW 2016



Copyright: © 2016 Akademien der Wissenschaften Schweiz. Dies ist eine Open-Access-Publikation, lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Attribution (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>). Der Inhalt dieser Publikation darf demnach uneingeschränkt und in allen Formen genutzt, geteilt und wiedergegeben werden, solange der Urheber und die Quelle angemessen angegeben werden.

Zitiervorschlag:

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (2016)
Gegenstand, Relevanz und Praxis der Geisteswissenschaften.
Eine philosophisch-anthropologische Begründung.
Swiss Academies Communications 11 (5).

ISSN (print): 2297 – 1815

ISSN (online): 2297 – 1823

0. Zur Einführung	4
1. Die Selbstproblematisierung der Geisteswissenschaften	6
2. Gegenstand der Geisteswissenschaften	12
3. Grundfunktionen der Geisteswissenschaften	16
4. Die Relevanz der Geisteswissenschaften	24
5. Die Praxis der Geisteswissenschaften	29

Dank

Für Kritik und zahlreiche Anregungen danke ich Claudia Barberini, Balz Engler, Heinz Gutscher, Urs Hafner, Beat Immenhauser und Marlène Iseli.

0. Zur Einführung

Als Mehrparadigmen- und Diskurswissenschaften sind den Geisteswissenschaften Auseinandersetzungen über ihren Gegenstand, die ihnen angemessenen Verfahren sowie ihre Relevanz und ihren Nutzen eingeschrieben. Bislang fanden diese Diskussionen in der Regel ausserhalb der akademischen Welt kaum Beachtung. Dies trifft auf die gegenwärtig in Presse und Politik geführte Debatte über den Nutzen der Geisteswissenschaften nicht länger zu. Spätestens seit der Jahrtausendwende werden Wissenschaft und Wissen als zentrale Produktionsfaktoren erkannt, die massgeblich zu Wertschöpfung, Produktivität, Wirtschaftswachstum und Wohlfahrt beitragen. Als Teil der Produktionskette verstanden und im Zeichen der Inter- und Transdisziplinarität fallen nicht bloss die Grenzen zwischen Entwicklung und Anwendung, sondern auch jene zwischen den Disziplinen. Besonders erfolgreich positionieren sich dabei jene Disziplinen, die sich wie zum Beispiel die Life Sciences in neuen Konglomeraten anwendungs- und praxisorientiert verschmelzen.

Die Geisteswissenschaften haben diese Entwicklung nicht nachvollzogen: Auch im Unterschied zu den Sozialwissenschaften verfügen sie weder über eine dominante, ihre Disziplinen übergreifende Theorie noch über ein gemeinsam geteiltes Verständnis ihres Gegenstandsbereichs. Ebenso fällt es ihnen in der Regel schwer, ihren praktischen Nutzen auszuweisen. Kritische Beobachter sind der Meinung, dass die Geisteswissenschaften ihren Platz in einer von Naturwissenschaft, Technik und Handel beherrschten Universität noch nicht gefunden haben (Rüegg 2010, S. 16 und S. 25). Mithin ist dies ein Grund, weshalb gegenwärtig auch in der Schweiz ihr offensichtlicher, zugleich auch als selbstverständlich vorausgesetzter praktischer Nutzen in Frage gestellt wird. Deshalb muss ebenfalls in Erinnerung gerufen werden, dass selbstverständlich vorausgesetzte Kulturleistungen – das sprachliche Vermögen, Normen, Werte, Symbole und das für die Lebenspraxis relevante Wissen – gepflegt, vermittelt, revidiert, aktualisiert und ergänzt werden müssen. Als orientierungsstiftende Information verstanden, sind Kulturleistungen eine unbegrenzt vermehrt und nutzbare Ressource, die jedoch über die Generationenkette hinweg laufend erneuert und bestätigt werden muss.

Mit dieser kurzen Schrift wird der Versuch unternommen, den Gegenstand, die Relevanz und damit den praktischen Nutzen der Geisteswissenschaften systematisch herzuleiten. Als Grundlage dient die philosophische Anthropologie, was kein Zufall ist: Diese erweist sich als vielfach anschlussfähig an die Phäno-

menologie, den symbolischen Interaktionismus, die Hermeneutik und die damit verbundenen Sprachtheorien sowie an den nie vollendeten Versuch von Ernst Cassirer, die den Geisteswissenschaften gemeinsamen Grundlagen zu bestimmen. Alternative Begründungen sind selbstverständlich nicht nur möglich, sondern wünschenswert: In jedem Fall trägt eine Verständigung über den Gegenstand und die Praxis der Geisteswissenschaften zu deren Stärkung in Universität und Gesellschaft bei.

1. Die Selbstproblematisierung der Geisteswissenschaften

Um die Reputation der Geisteswissenschaften ist es in der Politik wie auch im weiteren Wissenschaftssystem nicht gut bestellt. Dies, obwohl ihre Studiengänge mit weiterhin steigender Tendenz nachgefragt werden, zumindest in der Schweiz ihre Absolventinnen und Absolventen vom Arbeitsmarkt absorbiert werden und diese in nahezu allen Sektoren erwerbstätig sind. Die in Grossbritannien angestossene, bisweilen als «war against humanities» bezeichnete, von einschneidenden Budgetkürzungen begleitete Debatte über den Nutzen der Geisteswissenschaften hat in den letzten Jahren Deutschland erreicht (Guardian Education, 29.3.2015). In der Schweiz hat sich im laufenden Jahr die SVP die Forderung nach Mittelkürzungen zu eigen gemacht und mit wenig qualifizierten Vorstössen ihren Wert und Nutzen in Frage gestellt.

Diese Debatte ist nicht neu. Sie begleitet die Geisteswissenschaften seit ihrer universitären Etablierung im 19. Jahrhundert und wird seither in regelmässiger Kadenz geführt. Dabei haben sich die Geisteswissenschaften der Nutzenfrage bisweilen entzogen, diese auch ironisiert, indem sie gerade ihre scheinbare Nutzlosigkeit in einer vom Profitstreben instrumentalisierten Welt zelebrierten. Zu ihrer Reputation gerade auch im Wissenschaftsbereich hat dies wohl nicht beigetragen. Dies gilt auch für die von Joachim Ritter in den 1960er-Jahren formulierte und von Odo Marquard ab 1986 vertretene Kompensationsthese, mit der die Nutzlosigkeit gleichsam zum Programm und Alleinstellungsmerkmal der Geisteswissenschaften erhoben wurde (Ritter 1974)¹: Angesichts der fortlaufenden Umwälzung und Modernisierung der Lebensverhältnisse sollen die Geisteswissenschaften der Tradition und der Kultur ein Asyl bieten, um die Modernisierung erträglicher zu machen. Als Kompensation der Modernisierungsschäden sorgen sie mit der «Wiedervertrautmachung fremd gewordener Lebenswelten» dafür, dass die Menschen die Modernisierung aushalten (Marquard 1986, S. 105). Mit ihrer Vergegenwärtigung vergangener Lebenswelten und Traditionen sowie erbaulichen Geschichten aus alten Zeiten erwärmen sie eine rationalisierte und technisierte, kalt gewordene, entzauberte Welt. Die Geisteswissenschaftler gleichen «Plauderern am Kamin» (Roeck 2011).

1 Zur Kritik dieser Position siehe u.a.m. Bättschmann 2001, S. 49.

Mit Wolfgang Frühwald, Reinhart Koselleck und Jürgen Mittelstrass haben zu Beginn der 1990er-Jahre prominente Wissenschaftler Einspruch erhoben und eine Umorientierung der Geisteswissenschaften eingefordert. «Die Geisteswissenschaften», so ihre Bestimmung, «sind der Ort, an dem sich moderne Gesellschaften ein Wissen von sich selbst in Wissenschaftsform verschaffen. (...) es ist ihre Aufgabe, dies in einer Weise zu tun, dass ihre Optik auf das kulturelle Ganze, auf Kultur als Inbegriff der menschlichen Arbeit und Lebensformen, auf die kulturelle Form der Welt geht, die Naturwissenschaften und sich selbst eingeschlossen» (Frühwald 1991, S. 51). Gleichsam als NavigatorInnen durch die Welt einer vielfältig gewordenen Kultur werden die Geisteswissenschaftler bestimmt und positioniert. Innerhalb des Wissenschaftsbetriebs hat diese Denkschrift die Geisteswissenschaftler zweifellos vom Kaminfeuer weggeführt und ihren Blick weg von den vergangenen wärmenden Traditionen auf die gelebten Kulturen und auf die bisweilen in ihrer Fremdheit irritierenden Traditionen einer pluralistischen Gesellschaft gerichtet. Teilweise auch neuen Erklärungsansätzen folgend, haben sich Geisteswissenschaftler verschiedener Disziplinen neu als Kulturwissenschaftler definiert, wobei sich nicht alle Geisteswissenschaftler unter diesem Etikett einordnen wollten.²

Dieser «cultural turn» hat die Geisteswissenschaften zweifellos befruchtet und vitalisiert, jedoch wohl kaum zur Ausformung und Stärkung eines gemeinsamen Selbstverständnisses gegen innen und aussen beigetragen. Nebst den Sozialwissenschaften konkurriert nun mit den Kulturwissenschaften eine weitere Kategorie um einen auch von den Geisteswissenschaften beanspruchten Wissenschaftsbereich und Fächerkanon. Statistische Ämter nehmen zwar primär aus plan- und finanztechnischen Gründen Zuteilungen der verschiedenen Disziplinen auf Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften (noch nicht Kulturwissenschaften) vor. Rasch wird jedoch deutlich, dass dieselbe Disziplin in einer geistes-, in einer kultur- oder einer sozialwissenschaftlichen Orientierung gepflegt werden kann.

Diese Vielfalt der Bestimmungen der «Geisteswissenschaften» ist *erstens* ihrer zeitlich versetzten und unterschiedlichen Ausformung als universitäre Disziplinen in verschiedenen Kulturräumen geschuldet: Als «Geisteswissenschaften» und «Geisteslehre» sind sie in Deutschland bereits im 18. Jahrhundert belegt und

2 Eine konzipierte Übersicht zu den Kulturtheorien in ihrem Verhältnis zu den Kulturwissenschaften und ihrer gesellschaftlichen Rolle gibt Walter Leimgruber 2014.

etablieren sich in einer von Friedrich Schlegel und Georg Wilhelm Friedrich Hegel ausgehenden Traditionslinie als universitäre Disziplinen. Im Zeichen des Historismus gibt ihnen Wilhelm Dilthey mit seiner «Einleitung in die Geisteswissenschaften» 1883 eine unifizierende wissenschaftliche Grundlage und Legitimation. An Universitäten und im Forschungsbetrieb deutlich schwächer positioniert, werden sie im englischen Sprachraum als «moral sciences» verstanden (Mill 1843). In der cartesianischen Denktradition und unter dem prägenden Einfluss der Durkheim-Schule vereinigten sich die geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen gegen den Widerstand der «Literaten» in Frankreich noch vor dem Zweiten Weltkrieg unter dem Begriff «sciences humaines» oder «sciences de l'homme» (Lepenies 1988, S. 90–102; Lepenies 1989, S. 61–79).

Wie in den *Kapiteln 2 und 3* dargelegt wird, ist die Vielfalt der Fachbereiche wie der Erklärungsansätze *zweitens* eine in ihrem Gegenstand begründete, notwendige Voraussetzung geisteswissenschaftlicher Arbeit und Forschung. Allein die Pluralität ermöglicht es ihnen, ihre für die Moderne unverzichtbaren Grundfunktionen wahrzunehmen (siehe insbesondere Kapitel 3). Das fehlende gemeinsame Selbstverständnis der Geisteswissenschaften zeitigt jedoch gegen innen wie auch gegen aussen negative Folgen. Bezeichnend ist, dass im Band IV der Geschichte der Universität in Europa auf eine Darstellung der Entwicklung der Geisteswissenschaften in der Nachkriegszeit mit der Begründung verzichtet wurde, dass Letztere einen neuen Platz in einer von Naturwissenschaft, Technik und Handel beherrschten Universität suchen (Rüegg 2010, S. 16 und 25 f.). Entsprechend ist es notwendig, dass der Gegenstandsbereich der Geisteswissenschaften in *Kapitel 2* in seiner ganzen Breite umrissen wird, wobei nicht die Unterscheidung von Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften als Abgrenzungskriterium dient, sondern das Erkenntnisinteresse und die damit verbundene Methodik: Geisteswissenschaften wie die nicht standardisierten Sozialwissenschaften können sich nicht auf das Erklären von beobachtbaren Fakten beschränken. Sie haben mit dem Verstehen der den sichtbaren Fakten zugrunde liegenden Ideen, Vorstellungen und Motive eine Zusatzleistung zu erbringen (siehe Kapitel 3.2). Ebenso wenig beschränken sie sich auf das Bestehende, empirisch Gegebene, sondern zeigen das Mögliche auf und befeuern damit Fortschritt, Entwicklung und Innovation in allen Lebensbereichen (siehe Kapitel 5).

Diese enorme transformative Kraft wird durch die Verkürzung der Auseinandersetzung um die Geisteswissenschaften auf deren universitäre Etablierung im 19. Jahrhundert unterschlagen und wirkt sich nachteilig auf ihr Selbstverständnis und Selbstbewusstsein wie ihre Aussenwahrnehmung aus. Die «studia humanitatis, die humaniora, humanités, humanities, humanidades, umanità»,

die den verschiedenen europäischen Kulturstaaten gemeinsame humanistische Bildung, setzte sich bereits im 15. Jahrhundert durch. Sie trat einen weltweiten Siegeszug an, ihr Erfolg zumindest in der Lehre ist ungebrochen und gibt in ihrer weltweiten Verbreitung eines der wenigen gemeinsamen Fundamente in einer globalisierten und verflochtenen Welt ab. Wie in *Kapitel 3* gezeigt wird, schafft die humanistische Bildung ebenso die Voraussetzungen für die modernen Wissenschaften wie demokratisch verfasste Gesellschaftsordnungen: Sie vermittelt und vermittelt bis heute die Fähigkeit zu argumentieren, zu verstehen, zu beurteilen und zu reflektieren, und damit die Fähigkeit, Konflikte jeglicher Art friedlich zu entscheiden. Diese für die Moderne wesentlichen Ressourcen sind nicht einfach gegeben, sondern müssen von Generation zu Generation erneuert werden.

Zutiefst mit der Welt verstrickt, die sie selbst massgeblich gestaltet haben, befassen sich die Geisteswissenschaften deshalb erstens mit Gewöhnlichem, Alltäglichem und damit scheinbar Bekanntem (Seel 2004). Alle Menschen sind mehr oder weniger intensiv täglich mit dem befasst, was die Geisteswissenschaften untersuchen: der Sprache, dem Verstehen, der Literatur, der Kunst, der Religion etc. Neues und Aussergewöhnliches, das sich spektakulär inszenieren lässt, fördert ihre Forschung in der Regel nicht zutage. Da alles an Sprache, Symbole und Bilder gebunden ist, erkennt man ihren Beitrag zur Wertschöpfung im Marketing, der Organisations- und Führungslehre, der Prozesssteuerung und Strategiefindung und in den «Human Resources»-Abteilungen ebenso wenig wieder wie ihre Produktivität in den verschiedenen Sparten der Kreativwirtschaft und der Dienstleistungsökonomie. Ebenso vergessen wird, dass vertiefte Sprach- und Kulturkenntnisse gerade im Falle der Schweiz zu deren Aufstieg zu einer weltführenden Wirtschaftsmacht massgeblich beigetragen haben (siehe Kapitel 5).

Ihre Grundfunktionen (siehe Kapitel 3), namentlich die von ihnen erbrachten Orientierungsleistungen, erfordern es weiter, dass dieselben Fragen immer wieder aufgenommen und gestellt werden. Aus diesem Grunde können die Geisteswissenschaften nur beschränkt ein kumulatives Wissen bereitstellen. Die Arbeit der Geisteswissenschaften führt nicht unmittelbar zu neuen materiellen und patentierbaren Produkten. Entsprechend können selten materiell sichtbare und daher vergleichbare gesellschaftlich relevante Erfolgsbilanzen ausgewiesen werden (Neschke 2011, S. 19). Umso notwendiger ist es, ihren praktischen Nutzen auszuweisen (siehe Kapitel 5). Dabei deutet vieles darauf hin, dass ihre wissenschafts- und gesellschaftspolitische Relevanz deutlich steigt (siehe Kapitel 4). So viele junge Menschen, die in weiterhin steigender Zahl geisteswissenschaftliche Fächer wählen, können sich nicht täuschen.

Wenig beachtet wird denn auch, dass die Geisteswissenschaften mit ihrem Denken in Möglichkeiten Erfindungen den Boden bereiten und die von ihnen ausgehenden, nicht patentierbaren, sozialen Innovationen sich rasch verbreiten und die Welt massgeblich umgestalten (Kapitel 3 und 5). Unter sozialen Innovationen werden Praktiken verstanden, die zu neuen Vorgehensweisen und Verhaltensänderungen führen: Exemplarisch verwiesen sei auf die Zeitorganisation in all ihren Spielarten, Führungs- und Steuerungstechniken und deren Legitimation, Prozesse und Abläufe, Partizipations-, Beziehungs- und Organisationsformen, neue Rollenmodelle, Kommunikationsinstrumente und -systeme sowie auf die Informations- und Wissensordnung mittels Taxonomien, Kategorien und Klassifikationen. Diese Praktiken manifestieren sich konkret unter anderem mehr in der Aktiengesellschaft, der Genossenschaftsidee, den Versicherungen, dem Geld und mit ihm den vielfältigen Finanzinstrumenten, in Ladenketten, der Selbstbedienung, der Kundenintegration, im Prosumenten, in Open Innovation oder im Personenausweis und den sich daran anschliessenden Personenidentifikationssystemen. Sie erschliessen neue Felder wie die Werbung und die Markenidee (Branding), Sehenswürdigkeiten, Erinnerungsorte und mit ihnen den Tourismus mit seinen spezifischen Angeboten, führen zu neuen Dienstleistungsangeboten wie Kinderhorten, Partnerschaftsvermittlung sowie Mediation und gestalten mit Börsen und Tauschplattformen die Distribution wie die Beziehung zwischen Produzenten und Konsumenten radikal um (SNF / W.I.R.E. 2014).

Über die letzten zwei Dekaden haben schliesslich die Neurowissenschaften und die Renaissance von evolutionsbiologischen Theorien der «Naturalisierung» des Verständnisses des Menschen Vorschub geleistet und die geisteswissenschaftlichen Erklärungsansätze in Frage gestellt. Insbesondere die Gehirnforschung hat sich mit bildgebenden Verfahren und der Deklaration der Dekade des Gehirns öffentlichkeitswirksam inszeniert und mit bis heute nicht eingelösten vollmundigen Versprechen hohe Erwartungen geweckt. Sowohl die Neurowissenschaften wie die Evolutionsbiologie wurden von den deduktiv ausgerichteten, am Modell der Naturwissenschaften orientierten Theorieschulen in der Ökonomie und Psychologie aufgenommen. Sie machten sich mit der Neuroökonomie, dem Neuromarketing und der Neuropsychologie den «homo cereбрalis», den evolutionsgesteuerten Bioautomaten, zu eigen. Der in den Medien omnipräsente Neurohype veränderte auch im Alltag das Selbstverständnis des Menschen, liess diejenigen als hoffnungslos unaufgeklärt erscheinen, die noch an eine autonome Existenz glaubten. Führende Psychologen und Neurowissenschaftler wie Lutz Jäncke und Stephen J. Morse distanzierten sich deutlich von diesem angeblich in Fakten und Befunden gestützten, medial aufgebauchten Trend. Stephen J. Morse glaubte mit dem «*Hirnüberschätzungs-Syndrom*» eine *neue kognitive*

Krankheit zu entdecken. Morse hält fest, dass wir «noch immer elend wenig darüber wissen, wie das Gehirn geistige Prozesse ermöglicht, und speziell darüber, wie Bewusstsein und Intentionalität aus dem komplizierten Brocken Materie namens «Gehirn» entstehen» (Hasler Felix 2009, S. 28). Wege, die mehr Erfolg versprechen, zeigen die Geistes-, insbesondere die Sprachwissenschaften auf, was unter anderem mehr in Kapitel 2 aufgezeigt wird.

2. Gegenstand der Geisteswissenschaften

Gegenstand der Geisteswissenschaften ist das Denken über die Welt, die Ideen, Vorstellungen und Deutungen, die der Bearbeitung und Gestaltung der Natur unter Einschluss des Menschen selbst zugrunde liegen. Das ›Denken‹ manifestiert sich einerseits immateriell in Zeichen, Bildern und Texten bzw. Symbolsystemen (siehe auch Kapitel 3.2) und andererseits materiell in der von Menschen bearbeiteten und gestalteten Natur sowie den von ihnen hervorgebrachten Erzeugnissen. Untersucht wird die vom Menschen hervorgebrachte Welt bzw. die Kultur in ihren immateriellen und materiellen Zeugnissen. Erkannt werden soll das diesen Prozessen zugrunde liegende ›Denken‹ (Gehlen 1956). Dieses Erkenntnisziel ergibt sich aus der besonderen Stellung des Menschen in der Welt: Er ist Teil der Natur und zugleich Schöpfer seiner selbst. Er schießt nicht, wie Thomas Hobbes (1651) treffend formulierte, wie «ein Pilz nach dem Regen fertig gestellt aus dem Boden» (De Cive, Kapitel 8.1). Teilweise mit irreversiblen Veränderungen der natürlichen Umwelt verbunden, gestaltet der Mensch die Natur um, schafft sich seine eigene Umwelt.

Im Kern setzen sich die Geisteswissenschaften in vielfältiger Form mit dieser besonderen Stellung des Menschen in der Welt auseinander. Leitend ist dabei die Einsicht, dass menschliches Leben in allen seinen Ausprägungen nicht auf seine materiellen und physiologisch-biologischen Grundlagen reduziert werden kann. Als nicht festgestelltes, instinktreduziertes Mängelwesen mit einem extrinsischen Weltbezug hat die philosophische Anthropologie den Menschen charakterisiert (Fischer 2008)³: Als «Ausbruch aus dem Körpergefängnis» hat Paul Alsberg (1922) die Ablösung des Menschen aus einer weitgehend biologisch determinierten und in ein gegebenes ökologisches System eingebundenen Existenz rekonstruiert. Nicht an seine Umgebung angepasst und in diese eingepasst, lebt der Mensch «nicht mehr in einem bloss physikalischen, sondern in einem symbolischen Universum. (...) Der Mensch kann der Wirklichkeit

3 Als Mängelwesen bezeichnen Adolf Portmann, Arnold Gehlen und Paul Alsberg den Menschen, da a) der Mensch über keine spezifisch ausgeprägten, körpereigenen Funktionalitäten verfügt, die sein Überleben sichern, b) als «extra-uterine» Frühgeburt über eine lange Zeit auf Schutz und Sozialisation angewiesen ist und c) mit Blick auf evolutionär bedeutsame Körperfunktionen (Sehen, Riechen, Hören, Rennen, Klettern, Beissen etc.) anderen Säugern unterlegen ist. Diese fehlende Anpassung an eine spezifische Umwelt bezeichnet Alsberg als Ausbruch aus dem Körpergefängnis. Helmuth Plessner arbeitet die Differenz zwischen der intrinsischen Positionalität von an Orte gebundenen Pflanzen und Tieren und der extrinsischen Positionalität des Menschen sowie den sich daraus ergebenden Folgen für die Kulturentwicklung heraus. Dargelegt wird in all diesen Arbeiten, dass nicht Anpassung und Einpassung in die Natur das menschliche Entwicklungsprinzip ist, sondern die Gestaltung der Natur unter Einschluss der eigenen.

nicht mehr unmittelbar gegenübertreten. (...) Die physische Realität scheint in dem Masse zurückzutreten, wie die Symboltätigkeit des Menschen an Raum gewinnt» (Cassirer 1996, S. 50). Handlungsleitend wird die symbolische Ordnung bzw. die menschliche Bedeutungswelt: Die ihr eigenen Ideen, Vorstellungen und sich daraus ergebenden Werte weisen der Bearbeitung, Gestaltung und Formung der Natur unter Einschluss des menschlichen Körpers selbst, der ihm als erstes Werkzeug dient, sowie den Formen des Zusammenlebens die Richtung.

Auf der Grundlage dieser Welterfassung und -deutung lenken und steuern die sich in Bräuchen, Sitten, dem Recht und weiteren sich in Institutionen verfestigenden Handlungsformen das Sein und Tun. So lassen sich in allen Kulturen geregelte, einfache oder hochkomplexe Formen des Zusammenlebens erkennen, deren Grundmuster aber stabil bleibt und die daher als fundamentale Institutionen bezeichnet werden können. Darunter fallen die Familienordnung, die mit komplexen Regelungen die Fortpflanzung organisiert, die Arbeitsteilung, die sich daraus ergebenden Institutionen des Tausches und des Marktes, die Rangordnung und die sich daraus ergebenden Rechte und Pflichten, die Religion, die «eine kollektive Globalinterpretation der Welt und der Stellung des Menschen in ihr» leistet, schliesslich in fortgeschrittenen Gesellschaften das Recht, die Kunst und die Wissenschaft (Neschke 2012b, S. 118).

Biologisch nicht determiniert und nur bedingt in die Natur eingebunden, erschliessen allein die Ideen und Vorstellungen, kurz das Denken, den Menschen und die von ihm gestaltete und erschaffene Welt: «Die natürlichen Dinge lassen sich durch ihre objektiven Eigenschaften beschreiben, der Mensch jedoch lässt sich nur durch sein Bewusstsein beschreiben und bestimmen» (Cassirer 1996, S. 21). Untersuchungsgegenstand der Geisteswissenschaften ist daher die *symbolische Welt* und damit eng verschränkt die vom Menschen geschaffene Umwelt. Analysiert wird die symbolische Erfassung, Ordnung, Interpretation und Bewertung der Welt in ihren Auswirkungen auf die bearbeitete und gestaltete Natur sowie die sich daraus ergebenden Lebensformen, die Kultur in all ihren Zeugnissen und Ausdrucksformen, wobei der *Sprache* eine besondere Bedeutung zukommt.

Vielfach variiert und weiterentwickelt, jedoch in den Grundüberlegungen übereinstimmend, wird seit der Antike bis zur modernen Sprachtheorie (Noam Chomsky) der enge Bezug zwischen Denken und Sprache aufgezeigt und in seinen Konsequenzen untersucht (Cassirer 1996, S. 175 und 196; Neschke 2011): Eine wesentliche Konstante ist dabei die Einsicht, dass nur gedacht und vorgestellt werden kann, wofür wir Begriffe haben, das Denkvermögen entsprechend

nur durch und in der Sprache aktiv werden kann und Denken nur als Sprachfähigkeit konzipiert werden kann (Neschke 2011, S. 112). Insbesondere schliesst Sprechen und Bezeichnen stets die Fähigkeit ein, beliebige Gegenstände zu kategorisieren und zu verknüpfen (Neschke 2011, S. 121). An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert setzt sich überdies eine neue, von der modernen Sprachtheorie bestätigte Sprachbetrachtung durch, die sich entscheidend auf die geisteswissenschaftliche Methodik und Forschung auswirkt. Erkannt wird, dass der Sprache nicht bloss eine darstellende oder bezeichnende Funktion zukommt, sondern dass die bezeichneten Sachverhalte interpretiert und damit zugleich bewertet werden. Ebenso wird deutlich, dass die Sprache produktive, konstruktive und kreative Wirkungen hat, indem sie neue Sachverhalte schafft und eine *sprachlich verfasste Welt* hervorbringt. Sprechen ist daher nicht blosses Bezeichnen, sondern Bewerten und Interpretieren, Hervorheben und Erschaffen. In all diesen Funktionen gestaltet und formiert die Sprache die Welt und trägt massgeblich zur Objektivierung von zunächst subjektiven, oftmals ungenauen Empfindungen, Wahrnehmungen und Interpretationen bei (Neschke 2011, S. 111–112, 121 und 131; Cassirer 1996, S. 203–205). Diese Objektivierung hat zur Folge, dass «unsere Wahrnehmungen, Anschauungen und Konzepte mit den Ausdrücken und Sprachformen unserer Muttersprache verwachsen sind» (Cassirer 1996, S. 206). Allgemein anerkannt und belegt ist entsprechend, dass jede Sprache durch die Struktur ihres Wortschatzes wie deren Logik eine kollektive und zugleich partikulare Interpretation der Welt durch ihre jeweilige Sprachgemeinschaft vorgibt. Jede Sprache übt deshalb «eine formierende Kraft auf das Denken des Einzelnen aus», so dass «jeder Träger einer Sprachgemeinschaft ursprünglich in den Bahnen seiner Sprache denkt» (Neschke 2012a, S. 12).

Diese sprachlich gebundene Objektivierung der Wahrnehmung und Deutung wird durch die kollektiv vollzogene symbolische Weltdeutung und die mit ihr eng verschränkte Weltgestaltung verstärkt: Die Geisteswissenschaften sind daher stets auch mit einer *sozialen Welt* befasst. So wird in jeder Epoche nach einem gemeinsamen Verstehen gesucht, dessen Ergebnis sich nach allgemein anerkannten Verfahren beurteilen lässt (Dilthey). Alles Denken und daraus fließende Deutungen und Interpretationen stehen in einem übergreifenden Wirkungszusammenhang, welcher ihre Voraussetzungen schafft und sie ermöglicht (Gadamer). Deshalb sind die alle Lebensbereiche umfassende Organisation der sozialen Beziehungen und die vielschichtigen Wechselwirkungen zwischen der sozialen Organisation, den Lebens- und Arbeitsformen sowie dem Denken einerseits und den symbolischen Ordnungssystemen andererseits auch zentrale Erkenntnisgegenstände der Geisteswissenschaften. Dies erfordert und ermöglicht zugleich eine kritische Auseinandersetzung mit der Welterfassung und

-deutung der sogenannten exakten Wissenschaften: Rangordnungen, Hierarchien, Gleichheiten und Ungleichheiten, Beziehungen und Verhältnisse zwischen Elementen sind der Erfahrung und Repräsentation der Sozialwelt und nicht der natürlichen Welt erwachsene Kategorien, Konzepte und begriffliche Konstrukte (Durkheim).

3. Grundfunktionen der Geisteswissenschaften

Im Zivilisationsprozess folgt auf die geistig-symbolische Inbesitznahme der Welt die Ausformung einer vom Menschen selbst erschaffenen Umwelt und schliesslich eine weitreichende materielle-technische Umgestaltung der Natur: Seit ihren Anfängen von einer bis heute folgenreichen und sichtbaren Naturzerstörung begleitet (Adorno), schafft der Mensch seine eigene, immaterielle und materielle Welt. Deren Zeugnisse gilt es zu sichern, um die sich in ihnen spiegelnden Vorstellungen, Ideen, Bewertungen und Deutungen zu verstehen, um Rückschlüsse auf das jeweilige Wahrnehmen, Denken und Fühlen und die sich daraus ergebenden Handlungs- und Lebensformen zu ziehen.

3.1 Bewahren und Erinnern

Eine Grundfunktion und zugleich Voraussetzung geisteswissenschaftlicher Arbeit ist daher die Bewahrung und Weitergabe der immateriellen und materiellen Zeugnisse des menschlichen Seins und Tuns in seiner gesamten Vielfalt im Zeitverlauf. Damit wird der Einsicht Rechnung getragen, dass der nicht naturhaft gegebene Mensch, die Gesellschaft und Umwelt, in der er lebt, geschichtlich geworden sind. Das gegenwärtige Denken ist Teil einer Denkgeschichte. In Kenntnis der Vorgeschichte werden eigene und aktuelle Denkweisen geprüft, reflektiert und weiterentwickelt.

Das Bewusstsein der eigenen Geschichtlichkeit, das Wissen über die Vergangenheit ist jedoch nicht bloss eine notwendige Voraussetzung dazu, die Gegenwart zu verstehen. Richtigerweise sprechen wir vom kulturellen Gedächtnis: Bereitgestellt wird ein Wissensspeicher, welcher unterschiedlichste Lebensformen und damit verbundene Ideen und Vorstellungen in ihren beabsichtigten und unbeabsichtigten Wirkungen dokumentiert, in gegebenen Situationen gewählte und nicht gewählte Optionen festhält und damit eine Vielzahl von Handlungsmöglichkeiten und alternativen Lösungswegen, mögliche Interpretationen und sich daraus ergebende Handlungen aufzeigt. *Relevanz vermittelt diesem Reservoir an Möglichkeiten die Gegenwart und wohl noch stärker die Zukunft.* Das kulturelle Gedächtnis speichert Erfahrungen, Strategien, Erkenntnisformen, Handlungs- und Deutungsmuster, Argumentationen, Begründungen, Geschichten und Bilder, die laufend in unterschiedlichsten Situationen und in unterschiedlichen Kombinationen aktiviert werden können. Die Sicherung der Zeugnisse und Spuren der Vergangenheit, die *empirische Rekonstruktion* der

Vergangenheit, ist eine notwendige Voraussetzung geisteswissenschaftlicher Forschung. Deren Ziel ist es jedoch, diese Zeugnisse «zum Sprechen zu bringen und uns ihre Sprache verständlich zu machen» und damit eine zusätzliche *symbolische Rekonstruktion* zu leisten (Cassirer 1996, S. 271). Zugleich dient das kulturelle Gedächtnis der Vergewisserung, wird unter sich wandelnden Bedingungen laufend revidiert, korrigiert, ergänzt, neu gewichtet und auch aktualisiert.

3.2 Verstehen und Deuten

Zugleich Methode und Grundfunktion der Geisteswissenschaften ist deshalb das Verstehen der Bedeutungen, welche der Welt in all ihren Erscheinungen mittels Symbolsystemen zugewiesen werden, und damit des Denkens über die Welt. Die dazu geeignete, den Geisteswissenschaften spezifische Methode, die Hermeneutik⁴, wurde von Schleiermacher, Schlegel und Dilthey entwickelt, in der Folge erweitert, modifiziert und in ihren wesentlichen Aspekten durch die moderne, strukturelle Sprachwissenschaft bestätigt. Erkenntnisziel ist das Verstehen eines Anderen mittels einer sprachvermittelten bzw. symbolvermittelten Rekonstruktion seiner Gedankenwelt. Als Modell dient das Verstehen von sprachlichen Werken, von Texten, das sich indes auf weitere Symbolsysteme übertragen lässt: Dabei gilt es in einem ersten Schritt den durch die Grammatik, Syntax und Semantik festgelegten und erzeugten Wortsinn zu verstehen; in einem zweiten Schritt werden der historische Sinn oder der Ausdruckswert erfasst, der Kontext der realen geschichtlichen Verhältnisse, auf welche der Autor oder Sprecher verweist und in denen er lebt, und damit die spezifischen und einmaligen Bedingungen und die Denkgeschichte, in welcher sich eine Aussage einordnet; in einem dritten Schritt folgt das generische Verstehen, die Zuordnung einer Aussage zu einer literarischen Gattung oder Textsorte (Neschke 2012b, S. 10–11). Übertragbar ist diese an sprachlichen Werken entwickelte Methode des Verstehens, weil Historiker, Religionswissenschaftler, Philosophen, Kunstwissenschaftler etc. einerseits mit Texten befasst sind, andererseits mit weiteren Symbolsprachen, die sich in Kunstwerken, Bauten, Münzen, Werkzeugen, Kleidungen und weiteren Gebrauchsgütern jeglicher Art manifestieren. Auch hier gilt es, die in all diesen Produkten materialisierte Idee bzw. das materialisierte Denken zu erkennen, das sich auch in Gesetzestexten, sozialen Institutionen und religiösen Zeremonien und Riten manifestiert (Cassirer, S. 271–272).

4 Mit Hermeneutik wird die Theorie und Lehre der Interpretation und des Verstehens von Texten bezeichnet; ihre Anwendung wird in diesem Abschnitt kurz dargestellt.

Nebst der Sprache bilden sich weitere symbolische Systeme aus, die ihrer eigenen Logik folgend die Wahrnehmung und Deutung der Welt objektivieren und systematisieren. Darunter fallen die Magie, der Mythos, die Religion, die Kunst, die Ethik, das Recht und schliesslich die Wissenschaft: Untersuchungsgegenstand der geisteswissenschaftlichen Fachdisziplinen ist ihre historische Entwicklung, ihre soziale Bedingtheit, die ihr eigenen Kategorien, ihre Logik und Struktur. Letztere legen verschiedene, aber begrenzte Arten, Formen und Möglichkeiten des Denkens und Deutens fest, die damit einhergehenden grundlegenden Orientierungen und Funktionen der unterschiedlichen Symbolsysteme (Cassirer 1996, S. 110–113). Als Wertsphären (Max Weber), Sinnstrukturen (Husserl, Schütz, Berger/Luckmann), symbolische Formen (Cassirer) oder Felder (Bourdieu) bezeichnet, stellen sie die für die Deutung und Orientierung möglichen und zugleich notwendigen Elemente bereit.

Da das Verhalten von Menschen und Kollektiven nicht festgelegt ist, sind Symbolsysteme für die Selektion und Wahl von möglichen Zielen eine notwendige und zwingende Voraussetzung. Die durch sie bereitgestellten möglichen Deutungen und Bewertungen von Gegenständen, Sachverhalten, Situationen und Ereignissen sind handlungsleitend. Ihre Objektivierung und Institutionalisierung sowie die ihnen eigene Logik *erklären* die statistisch-empirisch zu untersuchenden Regelmässigkeiten des beobachtbaren Handelns und Verhaltens. Da Menschen im Rahmen der Gegebenheiten ihre Ziele selbst setzen, willentlich handeln (Voluntarismus, siehe Parsons), Intentionen, Motive und Absichten verfolgen (Husserl, Schütz, Weber), muss ihr Tun und Lassen zusätzlich *verstanden* werden, indem die von ihnen selbst damit verbundene Bedeutung bzw. die individuelle Sinnsetzung erkannt wird. Mit Max Weber gesprochen, muss zusätzlich zum «äusseren Ablauf einer Handlung der «innere Ablauf» bzw. die subjektive Sinngebung nachvollzogen und verstanden werden. Die Nachvollziehbarkeit bzw. die Objektivierung der subjektiven Sinngebung ist indes nur möglich, wenn diese in einem Bezug zur objektivierten Kultur steht (bei Weber «Kulturwertbedeutung») und damit zu den von den Symbolsystemen bereitgestellten, möglichen Deutungen. Erforderlich sind Kausaladäquanz und Sinnadäquanz (Max Weber 1988, S. 542–562).

Das Verstehen von Symbolsystemen ist daher auf zwei Ebenen von hoher praktischer Relevanz: Über sie lassen sich die grundsätzlich möglichen Formen des Denkens und Deutens erkennen, und sie erlauben es, die Sinnsetzungsprozesse von Individuen und Kollektiven aufzuklären. Erschliessen lässt sich, welche für die Handlungsorientierung relevanten symbolischen Referenzsysteme, und damit Sinnstrukturen, Deutungsmuster und Wissensbestände, aktiviert wer-

den. Profunde Kenntnisse unterschiedlicher Sinnstrukturen erlauben es, die grundlegenden Orientierungen von Individuen wie Kollektiven zu verstehen, um damit auch deren Erwartungen, mögliche Handlungen und Reaktionen zu antizipieren. Damit wird der Einsicht Rechnung getragen, dass nicht die materiell-faktische Natur Handlungen und Einstellungen bestimmt, sondern die diesen mittels Symbolen zugeschriebene Bedeutung: Im Unterschied zum dinglich-räumlichen Wissen über die materielle Welt, das sich cartesianisch-analytisch zerlegen und anhand von Gewicht, Grösse, Volumen, Ort und Masse exakt vermessen lässt, gilt es annäherungsweise ein symbolisch-soziales Wissen zu erschliessen, das kognitiv-emotional bewertend eine innere Nähe und Ferne, Vertrautheit und Fremdheit herstellt (Mead).

3.3 Imaginieren und Vorstellen

Die von Immanuel Kant in seiner «Kritik der Urteilskraft» herausgearbeitete, dem menschlichen Erkenntnisvermögen spezifische Fähigkeit, zwischen dem Wirklichen und dem Möglichen zu unterscheiden, hat ihre Grundlage in der symbolisch gebundenen Erkenntnis mittels Bildern und Begriffen. Gedanken und Ideen entwickeln sich daher «nicht im Rahmen blosser Aktualität oder Wirklichkeit» (Cassirer 1996, S. 98). Vorstellungen und Ideen ist stets eine utopische Kraft eigen, die Raum für das Mögliche schafft, den Menschen befähigt, seine Welt fortlaufend umzugestalten, statt sich den Gegebenheiten anzupassen (Cassirer 1996, S. 100). Das Denken in Möglichkeiten wird in den Geisteswissenschaften ausgeprägter gepflegt und geschult als in den exakten Wissenschaften: Dies hängt erstens damit zusammen, dass sich ihre Arbeit nicht im Erklären des empirisch Sichtbaren und Gegebenen erschöpft, sondern nach Deutung und Bewertung verlangt, wobei sich in der Regel mehrere Optionen anbieten. Zweitens sind sich die Geisteswissenschaften in einem hohen Masse bewusst, dass Deutungen von sich im Zeitverlauf ändernden Bedingungen abhängig sind, so dass jede Interpretation selbst wiederum Gegenstand geisteswissenschaftlicher Forschung wird. Drittens fördert die Pluralität der Erklärungsansätze wie der Verfahren das Denken in Möglichkeiten. Schliesslich wird das Deuten durch den ausgeprägten Bezug auf Texte, Bilder und weitere Darstellungsformen geschult und eingeübt. Die empirisch-experimentell ausgerichteten Naturwissenschaften wie die an ihrem Modell orientierten Sozial- und Wirtschaftswissenschaften versuchen in der Regel, in einer Vielzahl von Fakten oder Beobachtungen eine Gesetzmässigkeit zu erkennen. Die Geisteswissenschaften hingegen zeigen anhand von vergleichsweise wenig Fakten verschiedene mögliche Bedeutungen und Konsequenzen auf. Dies irritiert das vorherrschende Wissenschaftsver-

ständnis, was indes vollständig unbegründet ist. Nicht erkannt oder anerkannt wird, dass Menschen und mit ihnen ihre Kultur in einem *Möglichkeitsraum* leben und ausserhalb ihrer physiologisch-biologischen Natur keinen zwingenden Gesetzen⁵ folgen: Die vom Beobachter erfasste Pluralität der Bedeutungszuschreibungen und Handlungsmöglichkeiten entspricht den Möglichkeiten der Akteure, die es auch zu antizipieren gilt. In seiner Zukunftsbezogenheit kennt das menschliche Sein weder eine Bestimmung noch einen Zweck.

Für das Denken wie das Handeln ist der Möglichkeitsraum, die auf die Zukunft bezogenen Erwartungen, Hoffnungen und Befürchtungen, weit wichtiger als die Erinnerungen und die gegenwärtigen Erfahrungen. Dabei erhält das Zukunftsbewusstsein die Qualität einer *«Idee»*, die ihre Grundlagen nicht nur in den empirischen Gegebenheiten hat. In seiner frühesten und radikalsten Form, der Prophetie, manifestiert sich das Zukunftsbewusstsein nicht mit den von Gegebenheiten abgeleiteten Voraussagen, sondern entwirft und verspricht eine ideale Zukunft und verneint damit die real existierende, empirische Welt (Cassirer 1996, S. 88–91). In der Utopie und im *utopischen Denken* wirkt dieses radikale Zukunftsbewusstsein fort. Dabei ist nicht bloss an Gesellschaftsutopien zu denken, welche Gesellschaften mit teilweise fatalen Folgen umgestaltet haben. Auch dem Verfassungsstaat und dem demokratischen Rechtsstaat, beides soziale Innovationen, ist ein utopischer Überschuss eigen: Verfassungsbestimmungen transportierten stets nicht eingelöste, zu realisierende Versprechen (Habermas 1987). Ausgeprägt gilt dies für die Menschenrechte. Gänzlich ausserhalb des Faktischen und empirisch Gegebenen bewegt sich die Ethik. Utopisches Denken treibt auch die Entwicklung von neuen Produkten und Verfahrenstechniken voran. Dies belegt eindrücklich die sich im 19. Jahrhundert ausformende, neue literarische Gattung des phantastischen Romans, in welcher im 19. wie im 20. Jahrhundert in Form der Science Fiction nahezu jede technische *«Erfindung»* oder Applikation vorweggenommen wurde. Auch scheinbar technischen Innovationen, die sich welt- und gesellschaftsverändernd auswirken, liegt eine umfassende gesellschaftliche Vision zugrunde, die von prophetischen Unternehmern oder Entwicklern wie Bertrand Piccard oder Tim Berners-Lee verfolgt wird. Die Imagination, nicht das faktisch Gegebene, ist die Kraft, welche neue Technologien und Produkte hervorbringt und die der laufenden, dynamischen Umgestaltung der Natur, der Gesellschaft und des Menschen selbst zugrunde

5 Zwischen Gesetzen im naturwissenschaftlichen Sinne und den in der sozialen Welt beobachtbaren und begründbaren Regelmässigkeiten, sogenannten Quasi-Gesetzen, muss scharf unterschieden werden (siehe Kapitel 3.2 sowie Weber 1988, S. 322–336).

liegt. Mit Kritik und im Diskurs disziplinieren die Geisteswissenschaften die utopische Kraft des Denkens zugleich.

3.4 Kritik und Diskurs

Kein anderes Jahrhundert hat möglicherweise so sehr unter der Realisierung von Utopien gelitten wie das 20. Jahrhundert. Das utopische Denken hat sich selbst bis zu jenem Punkte disqualifiziert, wo der Ausspruch eines hervorragenden deutschen Bundeskanzlers: «Wer Visionen hat, solle zum Arzt gehen», zum Bekenntnis und Programm werden konnte. Der gedankenbildenden Kraft der Sprache sowie der Wirkungs- und Gestaltungsmacht von Ideen, Begriffen und Bildern bewusst, führen die Geisteswissenschaften konsequent fort, was am Ursprung der modernen Wissenschaften steht: die von Bacon geforderte Kritik der «Idola», der Vorstellungen, Ideen und Bilder, welche die Realität nicht erfassen, sondern verdecken. Empirisch erfassen, was sich hinter den «Idola» verbirgt, wurde zum Programm des frühneuzeitlichen, modernen Wissenschaftsverständnisses. Bestätigt wurde dieses Programm mit Nachdruck von Karl Popper, welcher wiederholt und überzeugend zur Begriffsskepsis aufrief, Wortbeweise demaskierte und ablehnte. Auf die erste sprachtheoretische Wende im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert folgte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts der zweite «linguistic turn», der eine umfassende, bis heute wirksame Sprachkritik begründete (siehe Kapitel 3.2): Diese richtete sich zunächst gegen die auf keine beobachtbare Realität bezogenen Sprachgebilde der Geisteswissenschaften (Ayer, Carnap), zwang diese zu einer Neubestimmung ihrer erkenntnistheoretischen Grundlagen im sinnhaften Aufbau der sozialen Welt (Schütz) und wurde in der Folge generalisiert (Wittgenstein). Die rigorose Sprachkritik unter Einschluss der Wissenschaftssprache und ihrer Modelle sorgt über den Wissenschaftsbereich hinaus für eine laufende Revision der Vorstellungen über die Welt, schützt vor Ideen, die sich zu Ideologien verdichten, und trägt damit zum wissenschaftlichen wie zum gesellschaftlichen Fortschritt bei. Voraussetzung der Kritik ist ein Diskurs, dessen Grundlagen in der humanistischen Bildung verankert sind (siehe Kapitel 1).

Gegen die scholastisch-aristotelische Tradition, welche Erkenntnis aus der kryptischen Auslegung der Schriften der Autoritäten zu gewinnen glaubte, erkannten die Humanisten, dass allein der Dialog zwischen gleichberechtigten Partnern Quelle der Erkenntnis sein kann. Unter der Bezeichnung Akademie erhielten solche Gesprächskreise, welche die drängenden Fragen der Zeit nicht nach Glaubenssätzen oder vorgegebenen Regeln, sondern im Dialog zwischen

den verschiedenen Gesichtspunkten nach Massgabe von deren Überzeugungskraft beurteilten, eine festere Gestalt, in Florenz (1454), in Neapel (1458), in Rom (1464) und schliesslich auch nördlich der Alpen (Rüegg 2002, S. 29). An die Stelle der Autoritätsgläubigkeit trat der gleichberechtigte Dialog, der bis heute nicht nur die Grundlage der universitären Bildung abgibt, sondern in Form von Mitspracherechten immer weitere Lebensbereiche erfasst (Rüegg 1999). In ihr hat die «deliberative Demokratie» (Habermas, Rawls, Cohen) ihre Grundlage. Die Geisteswissenschaften sind «Demokratiewissenschaften», «ganz offensichtlich ein unverzichtbarer und daher selbstverständlicher Teil unserer modernen Kultur, die ohne sie nicht auskommen kann» (Gauger/Rüther 2007). Sie liefern nicht bloss das im kulturellen Gedächtnis gespeicherte Anschauungsmaterial und Deutungsoptionen, geben nicht nur die Form sowie die Regeln eines demokratischen Diskurses vor, sondern ermöglichen in einer pluralisierten Gesellschaft mit ihrem *Pluralismus möglicher Antworten*, dass über diese Fragen überhaupt ein sinnvoller, einschliessender und nicht ein dogmatischer, ausschliessender Diskurs geführt wird.

3.5 Reflexion und Orientierung

Kritik und Diskurs sind notwendige Voraussetzungen für jegliche Reflexion und das sich daraus ergebende Orientierungswissen. So ist es nicht nur legitim, sondern zwingend, dass dieselben Fragen von jeder Generation erneut gestellt und oftmals anders beantwortet werden. Kumulativer Fortschritt wird damit nicht erzielt, aber eine gemeinsam geteilte Orientierung gestiftet, damit die Gesellschaft stabilisiert und eine breite Zustimmung zu deren Ordnung gesichert wird (Gauger/Rüther 2007).

Für Fortschritt sorgt hingegen die für jegliche Reflexion unabdingbare, mit der utopischen wie der kritischen Funktion eng verbundene Infragestellung von vermeintlichen Gewissheiten. Fragen stellen, zweifeln, die mehrfache Prüfung von gewonnenen Erkenntnissen, kurz, die institutionalisierte Skepsis (Popper/Merton), ist nicht nur das Grundprinzip und der Motor des wissenschaftlichen Fortschrittes, sondern auch der gesellschaftlichen Entwicklung. Dabei steht die von den Geisteswissenschaften besonders ausgeprägte, für die Reflexion unverzichtbare «sokratische Fähigkeit des Fragens und Immer-wieder-Weiterfragens» (Roeck 2011) sowie des Zweifels in einem Spannungsverhältnis zu einem dominant gewordenen lösungsorientierten Wissenschaftsverständnis. Machbarkeit stand in den letzten Dekaden in Politik, Wirtschaft und auch Wissenschaft höher im Kurs als Zweifel und Skepsis (Schneider 2015). Was die technischen

Wissenschaften schon immer anstreben, wird zunehmend auch von den Natur-, Wirtschafts- und Medizinwissenschaften eingefordert: Ihr als Produktionsfaktor erkanntes Wissen soll die ‹Dinge zum Laufen bringen›, ‹funktionieren› und die sich stellenden Herausforderungen technisch-instrumentell lösen. ‹Engineering› ist gefragt, unter dem Begriff ‹geo-engineering› auch die Beherrschung von Wetter und Klima. Zwingend steht daher das Orientierungswissen in einem Spannungsverhältnis zu dem gegenwärtig favorisierten Verfügungswissen. Letzteres will, um beim Beispiel zu bleiben, ein vom Menschen geschaffenes Problem mit weiteren technischen Instrumenten ‹lösen› und wird damit aller Wahrscheinlichkeit nach Folgeprobleme schaffen. Das Orientierungswissen hingegen stellt jene Ziele in Frage, die den Klimawandel verursachen, und fragt nach alternativen Zielen.

Unabhängig vom vorherrschenden Zeitgeist, der sich möglicherweise allmählich verflüchtigt (siehe Kapitel 4), ist die Orientierungsfunktion und damit das Orientierungswissen fest und unverzichtbar in der *conditio humana* eingeschrieben: Da weder die menschliche Natur noch die Umwelt dem Menschen die Ziele hinreichend vorgibt, muss er Optionen beurteilen, bewerten und schliesslich wählen. Mit der fortschreitenden Emanzipation aus der Natur und deren damit verbundenen Umgestaltung nehmen die Wahlmöglichkeiten und Handlungsoptionen zu. Dies erfordert Verständigung, eine gemeinsam geteilte Orientierung sowie einen Fundus gemeinsamer Wertüberzeugung. Die dazu notwendigen Grundlagen stellt die ‹Denkgeschichte› bereit, die in der immateriellen und materiellen Kultur gespeicherten Erfahrungen, Ideen, Vorstellungen, Begründungen, Geschichten, Bilder, Erkenntnisformen, Handlungs- und Deutungsmuster (siehe Kapitel 3.1). In ihrer Orientierungsfunktion erfüllen die Geisteswissenschaften die ihnen in der englischen Bezeichnung ‹moral sciences› zugewiesene, stark verkürzte Bestimmung: die Frage nach den Zielen, dem guten Leben, dem Richtigen und dem Falschen, und damit nach den Werten und den Wertordnungen (siehe Kapitel 1).

4. Die Relevanz der Geisteswissenschaften

Drei grosse Trends – die *Individualisierung und Pluralisierung*, die *Entmaterialisierung von Produktion und Konsum* und die *Ausrichtung der Forschungs- und Gesellschaftspolitik auf die sogenannten «grand challenges»* – erhöhen gegenwärtig und in Zukunft die Bedeutung und Relevanz der Geisteswissenschaften. Nachgefragt und gefordert sind erstens die von den Geisteswissenschaften vermittelten und systematisch geschulten Kompetenzen: In nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen sind die elementaren Kulturtechniken – das Sprechen, Lesen und Schreiben – heute die dominanten und entscheidenden Produktionsinstrumente und Verfahrenstechniken. Damit eng verschränkt ist die Ordnung und Verarbeitung von Information. Wer richtigerweise vom Wissen als dem vierten Produktionsfaktor spricht, sollte jeweils auch gleich seine reale Grundlage bezeichnen: Es sind nicht Maschinen, auch nicht die IT-Instrumente, sondern die elementaren Kulturtechniken. Mit den drei Trends erfahren zugleich auch die *fünf Grundfunktionen der Geisteswissenschaften* (siehe Kapitel 3) einen bis heute nicht hinreichend klar erkannten und anerkannten Bedeutungszuwachs.

Die *Individualisierung* und die *Pluralisierung* der Lebensformen wie der Wertsysteme sowie sich im Zuge der Globalisierung verschränkende Kulturkreise, die Interkultur zur Regel werden lassen, erhöhen den Übersetzungs- und Verständigungsbedarf zwischen Individuen wie auch kulturell unterschiedlich geprägten Kollektiven. Gelingende Verständigung, die durch die Funktion des Bewahrens und Erinnerns gewährleistet wird, erfordert ein profundes Wissen über unterschiedliche Lebens- und Kulturformen, ferner eine angemessene Deutung und Interpretation von vielgestaltigen Lebensformen und schliesslich eine Reflexion der diesen zugrunde liegenden Werte und Normen. Praktisch nachgefragt sind die den Geisteswissenschaften eigenen Grundfunktionen. Reproduziert werden im Zuge dieser Aushandlungs- und Verständigungsprozesse für den ökonomischen Austausch wie die soziale Kohäsion unabdingbare Ressourcen: Vertrauen, Legitimation und Akzeptanz. Vertrauen ist Grundvoraussetzung für alle Formen des Austausches und der Zusammenarbeit. Legitimität ist eine notwendige Voraussetzung jeglicher sozialer Ordnung wie der damit einhergehenden, ungleichen Zuordnung von Rechten und Pflichten unter Einschluss der Eigentumsrechte, der Güterverteilung und der Herrschaftsansprüche. Die ungleiche Verteilung von materiellen wie immateriellen Gütern (Rechten und Pflichten) und die daraus resultierende Über- und Unterordnung ist in einem hohen Masse begründungspflichtig. Die erforderlichen Begründungen können allein gemeinsam geteilte Werte, daraus fliessende Normen und konsensfähige

Deutungen liefern. Im Dialog und in der Aushandlung wird die für das Funktionieren moderner Gesellschaften notwendige Akzeptanz produziert.

Die *Entmaterialisierung* schreitet in Produktion und Konsumption rasch voran: Immer weniger Menschen sind im ersten und zweiten Sektor mit der materiellen Produktion, immer mehr Menschen im dritten Sektor mit Menschen (people processing) und mit der Bearbeitung von Informationen befasst, d.h. mit Symbolsystemen: Wissen und Information vermitteln, Menschen laufend bilden, anleiten, trainieren, coachen und betreuen sind zentrale Tätigkeiten, die unter die Begriffe «people processing» und «Bildungsgesellschaft» fallen und in hohem Masse nach geistes- und sozialwissenschaftlichen Kompetenzen verlangen (siehe Kapitel 5). Dasselbe gilt für die Informationsverarbeitung, deren Grundlage die Ordnung, Bewertung, Gewichtung, Verknüpfung, Selektion und Interpretation sind. Entscheidend ist nicht das Wissen oder die Information an sich, sondern deren Verknüpfung, Verortung und Gewichtung. Mit der fortschreitenden Automatisierung der Produktion steigt die Zahl der Menschen, die mit Zahlen und Worten arbeiten, die mittels Kommunikations- und Symbolsystemen steuernd, kontrollierend und vermittelnd tätig sind. Dies hat zur Konsequenz, dass entscheidende Produktionsfaktoren, Wissen und soziale Kompetenzen, mobil in den Köpfen der Menschen schwächer an Unternehmen und Orte gebunden sind. Die Grenzen zwischen der Arbeit und den übrigen Lebensbereichen verwischen sich in der Folge. Neue, netzwerkartige, durch soziale Beziehungen, gemeinsame Ziele und Werthaltungen gestiftete und nicht mehr durch Besitzrechte und Hierarchien definierte Produktionsformen entstehen. Der Wunsch und der Anspruch auf eine sinnstiftende, auch der Selbsterfüllung dienende Arbeit nehmen zu. Letzteres führt kombiniert mit steigendem Wohlstand dazu, dass Einsicht in die Notwendigkeit keine hinreichende Motivation mehr abgibt: Die *Bedeutung* der ausgeführten Arbeit in einem weiteren Kontext sowie die damit *verbundene Anerkennung* gewinnt an Gewicht. Zugleich werden die «Dinge» im Zuge der Digitalisierung «intelligent», d.h. in die Kommunikations- und Symbolsysteme einbezogen, und damit die Produktion wie die Konsumption weiter entmaterialisiert. Beschleunigt wird diese Entwicklung durch die «share economy»: Entscheidend für Produktion und Konsumption ist je länger, desto weniger die Frage, ob man ein Auto, eine Wohnung oder eine Produktionsstätte besitzt, sondern die Frage, ob man weiss, wo und wann eine für die entsprechende Produktion und Konsumption notwendige Fazilität zur Verfügung steht. Längst hat sich eine Kulturindustrie (Film, Medien, Museen) etabliert, die in ihrer Produktion wie Konsumption nur schwach materiell gebunden und eng mit dem ebenfalls entmaterialisierten Konsum im Freizeit- und Tourismusbereich verschränkt ist. Gegenwärtig wird dieser Bereich durch eine «experience economy» (Pine und

Gilmore 1999) ergänzt, die für exklusive oder aussergewöhnliche Freizeit- und Tourismusangebote ebenso relevant ist wie das Marketing (siehe Kapitel 5).

Im Bereich der *Konsumption* wird auf gesättigten Verbrauchsgütermärkten zur Regel, was bislang für Luxus- oder Statusgüter galt: Immer weniger entscheidet der Gebrauchswert eines Produktes über den Erfolg am Markt, sondern die mit ihm erfolgreich verbundenen Lebensgefühle, Zugehörigkeiten, Einstellungen und Haltungen. Nicht die «unique selling proposition» (USP), sondern die «emotional selling proposition» (ESP) sorgt für den kleinen, aber entscheidenden Unterschied: Verkauft und konsumiert werden «Geschichten», Sehnsüchte, Werthaltungen, Lebenseinstellungen, Zugehörigkeiten und Anerkennung: «Man verspricht uns Freundschaft oder Liebe und gibt uns Geländewagen oder Grillbestecke», meint Alain de Botton (de Botton 2014, S. 48). Mit vielfältigen Anspielungen auf den kulturellen Fundus werden Jeans, Zahnbürsten und Autos mit Bedeutung aufgeladen. Eine grosse erzählerische und imagologische Bastelei, die sich der Heroen, der Ikonen und unterschiedlichster Narrative der Kulturgeschichte bedient, liegt der Gestaltung, der Verpackung und dem Vertrieb, kurz dem gesamten Marketing von Alltagsprodukten, zugrunde. Es ist daher nicht erstaunlich, dass bei vielen Alltagsprodukten das Marketing der grösste Kostenblock ist. Exemplarisch weist die Schweizer Uhrenindustrie die ausserordentlich elaborierte Kommodifikation der Authentifizierung, Qualität und Exklusivität aus: Multisektorieell werden Letztere über exklusive Auktionen und Messen (Basel, Genf), Museen, welche die lange Tradition der Präzision dokumentieren, durch die Valorisierung der Highlights des Tourismus im Hochpreissegment (Zermatt, Luzern, St. Moritz) und deren Verbindung mit Hightech über den Wolken und unter dem Wasser inszeniert (Crevoisier 2010; Jeannerat 2011). Erdverbunden und bodenständig leisten Kühe, saftigrüne Weiden, Sennen, Jodler, Fahnen Schwinger, schneebedeckte, bisweilen leicht rot eingefärbte Firne und aus dem Nebel ragende unberührte Hügelzüge dasselbe für die Schokoladen- und Biskuit-Industrie. Gemeinsam ist ihnen, dass die mit klaren Bedeutungen aufgeladene, lokale Topographie und Tradition eine kohärente Geschichte für die globale Vermarktung liefert: tief in der Geschichte verwurzelte, elaborierte Handwerkskunst einerseits, ebenso tief verwurzelte Natur andererseits, beides authentische Schweizer-Qualität. Versprochen wird Exklusivität oder ursprüngliche Natur, geliefert werden Uhren, Schokolade oder Biskuits.

In dem von Paul Crutzen und Eugene Stoermer im Jahre 2000 deklarierten Anthropozän⁶ dominieren vom Menschen konstruierte Steuerungs- und Handlungssysteme. Das Leben vollzieht sich in vom Menschen selbst erschaffenen Ökosystemen und Habitaten. Die Kulturentwicklung führt zu Rückkoppelungseffekten, welche die natürlichen Grundlagen der menschlichen Existenz gefährden. Diesen gilt seit rund einer Dekade unter dem Titel *«grand challenges»* die Aufmerksamkeit der Wissenschafts-, Innovations- und Forschungspolitik, welche zuvor einzelne Technologien oder technologische Grossprojekte priorisierte: Erwartet und eingefordert werden Lösungen für die «drängenden Fragen des 21. Jahrhunderts» und eine politikfeld- und themenübergreifende Bearbeitung der «gesellschaftlichen Herausforderungen» (siehe auch EU-Rahmenprogramm Horizon 2020). Mit einer transformativen Forschung unter Einbezug der Betroffenen soll die Praxis auf bestimmte Ziele hin – Klimaneutralität, Ressourceneffizienz, soziale Kohäsion, green economy – umgestaltet werden (Deutscher Wissenschaftsrat 2015, S. 8–10). Ohne Geistes- und Sozialwissenschaften ist schon dies nicht zu haben: Wertbasiert müssen Ziele ausgehandelt werden, wodurch erwünschte und nicht erwünschte Lebensweisen und -formen definiert werden; diese müssen auf die bestehenden Bedürfnisse, Einstellungen, Haltungen, Normen, Wahrnehmungen der verschiedenen, betroffenen Kreise hin reflektiert werden. Laufend müssen dabei Konflikte zwischen ökonomischen, sozialen, kulturellen und ökologischen Zielen gelöst werden (siehe Kapitel 3.5).

Konsequent weiter geht das deutsche Bundesministerium für Forschung und Bildung mit den Zukunftsprojekten, welche die bisherige Technologieförderung in ein geistes- und sozialwissenschaftliches Projekt verwandelt: «Ausgehend von gesellschaftlichen Bedarfen und wirtschaftlichen Chancen» sollen «Leitbilder und Visionen für zukünftige technologische und gesellschaftliche Entwicklungen» erarbeitet werden (Deutscher Wissenschaftsrat, S. 11). Gefordert ist die über das Bestehende, die Empirie, hinausweisende, utopische Funktion der Geisteswissenschaften, die Imagination und die Vorstellungskraft (siehe Kapitel 3.3). Zugleich wird eine fundamental wertbasierte und Werte wie Normen und damit Lebensformen und -weisen determinierende Arbeit in Angriff genommen. Damit wird den Geisteswissenschaften eine eingehende Reflexion von heute bestehenden Lebensformen vor dem Hintergrund des «kulturellen Gedächtnisses» mit Blick auf mögliche künftige Lebensformen abverlangt (siehe Kapitel 3.5 und SAGW 2012, S. 12).

6 Damit wird eine neue, geochronologische Epoche in der Erdgeschichte vorgeschlagen, in welcher der Mensch als wichtigster Einflussfaktor auf die biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse erscheint.

In allen als *grand challenges* identifizierten Bereichen werden neue Einstellungen, Lebensformen und diesen förderliche Zukunftsbilder gefordert. Eingelöst werden kann dies allein, wenn den für den jeweiligen Bereich relevanten Sachverhalten andere und neue Bedeutungen zugewiesen werden: Nichts weniger als die Transformation der symbolischen Ordnung und mit ihr die Wertordnung, die sich aus ihr ergebenden Bewertungen und die Organisation des Zusammenlebens, wird postuliert. Als Beitrag zur Ernährungssicherheit stehen weder Biologie noch Physiologie einem Verzehr von proteinreichen Insekten entgegen. Zumindest im westlichen Kulturkreis sind sie gegenwärtig bloss (noch) nicht im Lebens- und Genussmittelbereich verortet. Zur Realisierung von multifunktionalen Transportketten muss nicht das Auto neu erfunden werden, sondern dessen Bedeutung: Dass kollektiv durchorganisierte «Ketten» gegen einen multifunktionalen Freiraum ausgetauscht werden, der als Rückzugsort und Disco etwas Freiheit, Abenteuer, Autonomie, Beschleunigung, Distanz und Nähe realisiert, ist wenig wahrscheinlich. Die Gesundheitskosten werden nicht sinken, solange eine Verständigung über die sich auflösenden Grenzen zwischen Krankheit und Gesundheit ausbleibt, die Diskussion über das Lebensende nicht geführt wird und sich keine neue Kultur des Abschieds und des Sterbens etabliert. Das soziale Sicherungssystem wird erst stabile, finanzielle Grundlagen finden, wenn das Verhältnis zwischen Familien- und Erwerbsarbeit geklärt, neue Arbeitsformen, Altersbilder und -rollen gefunden werden.

5. Die Praxis der Geisteswissenschaften

Über ihre angestammten Praxisfelder der Bildung⁷ in einem weit verstandenen und der Kultur⁸ in einem eng verstandenen Sinne hinaus werden in einer hochentwickelten Volkswirtschaft von den Geisteswissenschaften vermittelte Kompetenzen mit steigender Tendenz nachgefragt. In der durch Entmaterialisierung von Produktion und Konsumption charakterisierten Informations- und Dienstleistungsgesellschaft richtet sich der «Fokus auch wirtschaftlich zunehmend auf den Menschen und die Interaktion zwischen Menschen» (Minsch Rudolf 2011, S. 54). In einem breiten Einsatzgebiet werden sowohl ihre *spezifischen Fachkenntnisse* wie ihre *allgemeinen Kompetenzen* nachgefragt. Geisteswissenschaftler finden sich bei Swiss Re «in der Firmenkommunikation, in den Personalabteilungen, im internen Nachrichten- und Recherchendienst, in der Firmengeschichte, aber auch im Underwriting von Spezialrisiken wie beispielsweise politischen Risiken, den Strategieteams und sogar in den Kernfunktionen um die Kundenakquisition, insbesondere für exotischere Märkte wie Osteuropa, den Mittleren oder Fernen Osten» (Hux Ivo 2011, S. 52).

Diese *spezifischen Fachkenntnisse* für Fachfunktionen vermitteln Disziplinen wie Slawistik, Indologie, Japanologie, Sinologie, Islamwissenschaften, Ostasienstudien, Afrikanistik, Amerikanistik, die Religionswissenschaften oder aussereuropäische Ethnologie: Ein spezifisches und profundes Wissen über aussereuropäische Kulturen in einem breit verstandenen Sinne, über deren Wert- und Sozialordnungen, öffnet den Zugang zu diesen auch für die Schweiz zunehmend wichtigeren Märkten. Eine global interagierende Wirtschaft benötigt ein vertieftes Wissen über das «Denken» anderer Kulturen und damit deren Geschichte, Religion, weitere handlungsleitende Symbolsysteme sowie die soziale und politische Ordnung. Auf die «Entfaltung» von sprachlich vermittelten «geisteswissenschaftlichen Kernwerten» setzt auch der öffentliche Rundfunk: «ein *konkretes* kulturelles Wissen, das in der Sprache soziale Identitäten erkennt, also auf die akademisch erworbene Fähigkeit zum kundigen Fragen und zur differenzierten «Zivilisations-Übersetzung». «Ganz verwertungsorientiert» gibt Rudolf Matter, Direktor SRF, bekannt, «dass die Türen für Absolventen solider geisteswissenschaftlicher Grundfächer in Zukunft noch offener stehen werden» (Matter Rudolf 2011, S. 48).

7 Hier als Sozialisation oder Enkulturation verstanden, d.h. die Vermittlung von Sprache, Kulturtechniken, Werten, Normen, Rollen, Symbolen sowie Praxiswissen, das für die Lebensführung notwendig und relevant ist.

8 Hier als Hochkultur verstanden, d.h. Tätigkeiten in Archiven, Bibliotheken, Museen, der Literatur, der Musik sowie der Kunst in ihren verschiedenen Formen.

Nebst der stabilen rechtlichen und politischen Ordnung der Schweiz, die ihrerseits über die geisteswissenschaftlichen Grundfunktionen immer wieder bestätigt werden muss (siehe Kapitel 2), erklärt dieses in der Schweiz seit langem präsente, mehrsprachig vermittelte *konkrete* kulturelle Wissen ihren Aufstieg zu einer globalen Wirtschaftsmacht: Ihr monetärer Reichtum ist Folge eines erfolgreichen kulturellen Austausches, prädestinierte die Schweiz als Standort von weltführenden, global aufgestellten Konzernen, als internationaler Bankenplatz und als Drehscheibe des internationalen Rohstoffhandels. Spezifische Fachkenntnisse in Form von konkretem Wissen erfordert auch die für global tätige Unternehmen zur Regel gewordene interne Diversität. Da bekanntlich den Waren- und Touristenströmen Menschen folgen, gewinnt ein konkretes kulturelles Wissen auch im öffentlichen Sektor über alle Bereiche an Bedeutung.

Dabei müssen der Diversitätsbegriff und das damit verbundene Diversitätsmanagement breit verstanden werden: Seine Relevanz beschränkt sich nicht darauf, das Ferne und das Ungewohnte zu entziffern. Vielmehr geht es um die generelle Einsicht, dass nicht Eindeutigkeit, sondern Mehrdeutigkeit, die Pluralität der Deutungen derselben Sachverhalte in der sozialen Welt die Regel ist. Dies geht mit der Fähigkeit einher, die Perspektive anderer zu übernehmen, damit gezielt Mitarbeitende und Kunden unterschiedlicher Generationen, sozialer Schichten und unterschiedlicher Kulturkreise anzusprechen, deren Bedürfnisse und Wünsche zu erkennen. Damit wird ein wesentlicher Beitrag zur Wertschöpfung und zur Produktivität geleistet.

Die in einem geisteswissenschaftlichen Studium vermittelten *allgemeinen Kompetenzen* – die Ausdrucksfähigkeit, das Denken in Möglichkeiten, das Bewusstsein für die Vielfalt der möglichen Sichtweisen und die damit verbundene Fähigkeit, die Perspektive anderer einzunehmen, und das Wissen um die Wirkungsmacht und Gestaltungskraft von Worten und Bildern – führen die Geisteswissenschaftler in die Personal- und Kommunikationsabteilungen, in die Strategieteams, zu «weiterführenden Managementaufgaben bis in die höchste Geschäftsebene» (Hux Ivo, S. 53): Die für die Personalrekrutierung und -bindung ebenso wie für die Motivation und damit Produktivität der Mitarbeitenden immer bedeutsamere Betriebs- und Unternehmenskultur qualifiziert sie für die Personalabteilungen. Die zur Regel gewordene umfassende Transparenz erhöht den Kommunikationsbedarf massiv. Dabei wird nicht bloss Rechenschaft über ökonomische Kennzahlen eingefordert. Über den wirtschaftlichen Erfolg eines Unternehmens entscheidet zunehmend ein durch die ökologische, soziale und kulturelle Dimension bestimmtes Image – ein Bild bzw. Bedeutungszuschreibungen, die mit ihrer Eigenlogik und Eigendynamik eine eigenständige, ausser-

ordentlich wirksame, symbolische Realität schaffen (siehe Kapitel 2 und 3.2). Diese gilt es zu steuern und kontrollieren. Strategie wiederum ist zukunftsbezogenes Denken in Möglichkeiten, ist Imaginieren und Vorstellen (siehe Kapitel 3.3). Das *Fachwissen* und die *allgemeinen Kompetenzen* qualifizieren Geisteswissenschaftler für Managementaufgaben auch auf höchster Ebene, weil ihr Verhandlungsvermögen, «ihre oft breite Bildung» sie «zu idealen Förderern und Trägern der Diversität auch in diesen Gremien und zu interessanten Gesprächspartnern wichtiger Firmenkunden» macht (Hux Ivo 2011, S. 4).

Kernkompetenz der Geisteswissenschaften ist die Entschlüsselung von Worten, Bildern und weiteren Symbolen. Es gilt zu verstehen, wie diese zu unterschiedlichen Bedeutungen und Interpretationen desselben Gegenstandes führen. Geisteswissenschaftler sind Spezialisten für «Imagologie», die Bastelei mit Worten, Bildern und weiteren Symbolen. Weit über die Kommunikation hinausreichend, liefern sie damit die Grundlagen für das Marketing und für Innovation sowohl in Wirtschaft als auch in Gesellschaft und Politik. Wie in Kapitel 4 dargelegt, werden auf gesättigten Märkten nicht Produkte, sondern Werte, Zugehörigkeiten, Sehnsüchte, Lebensgefühle und Lebensstile verkauft. Einem Werkzeugkasten gleich bedienen sich die konkurrierenden Standpunkte an den tief in der Geschichte und in der Kultur eingelagerten Deutungsmustern. Die Herzen und Köpfe der Menschen gewinnen in Wirtschaft und Gesellschaft jene, welche im symbolischen Bereich die Lufthöhe haben. Auch Innovationen sind in der Regel nicht neu, im Sinne von noch nie dagewesen, bzw. dieser Typus von Innovation ist höchst selten: Was Wirtschaft und Konsum antreibt, sind neue Kombinationen von Bekanntem, die Verbindung von Bekanntem in anderen Kontexten, so dass dasselbe anders gesehen und mit einer neuen Bedeutung erscheint. Selbst echte Innovationen werden erst zu einem Produkt, wenn es einen Namen bekommt, gestaltet und verpackt wird, Verwendungskontexte aufgezeigt werden und schliesslich nicht bloss ein Markt erschlossen, sondern ein neuer Markt geschaffen wird. Ob sich technische und gesellschaftliche Innovationen durchsetzen, hängt massgeblich von der Bedeutung ab, die ihnen zugeschrieben wird. Über die Atom-, Gen- und Nanotechnologie entscheiden die damit verbundenen Konnotationen und Geschichten, und diese haben sich massiv verändert: Die Vorfreude auf den Atomkühlschrank und das Atomauto in den 1950er-Jahren ist der Angst gewichen. Das Gleiche gilt für die in Kapitel 4 dargestellten Forderungen nach grundlegenden Verhaltensänderungen und Lebensformen im Zeichen der «grand challenges»: Notwendig sind positiv besetzte Geschichten, Werte und Bilder. Jegliche Neuerung kann entweder als Chance oder als Bedrohung gesehen werden: Wohin das Pendel neigt, entscheidet sich im *symbolischen Raum*.

Kommunikation und Marketing sind eng mit der Kultur- und Kreativwirtschaft verflochten, einem heterogenen Sektor, der über die letzten Jahre eine hohe Wachstumsdynamik auf internationaler, nationaler und regionaler Ebene auswies und gegenwärtig zu den wachstumsstärksten Branchen der Weltwirtschaft zählt (UNESCO 2013, S. 1; Fraunhofer 2012, S. 1). Erwerbswirtschaftlich werden der Kulturökonomie die nachfolgenden Branchen und Märkte zugerechnet: Musik-, Film- und Designwirtschaft, das Kunsthandwerk, die Software-/Games-Industrie, der Buch-, Kunst-, Rundfunk-, Architektur-, Werbe- und Pressemarkt sowie die Märkte für darstellende Kunst sowie Phonotechnik. Im Jahre 2011 waren in der Schweiz 10% der Firmen und 5% der Beschäftigten in der Kulturindustrie tätig. Sie erzielten einen Anteil von 3,5% an der Bruttowertschöpfung der schweizerischen Wirtschaft. Das Beschäftigungsvolumen entspricht dem der Tourismusbranche und liegt knapp unter dem der Finanzindustrie (5,9%). Dabei ist zu beachten, dass mehr Kreativtätige ausserhalb der Kulturindustrie tätig sind als innerhalb dieses Sektors. In urbanen Zentren wie Zürich verdoppelt sich überdies der Anteil der erwerbswirtschaftlich der Kulturindustrie zugeordneten Beschäftigten an der Gesamtwirtschaft wie ihr Anteil an der Bruttowertschöpfung (Weckerle 2014, S. 1–6). Über die direkte Wertschöpfung hinaus schafft die Kulturökonomie für alle Wirtschaftsbereiche bedeutsame indirekte Mehrwerte: Die Kulturmärkte sind wesentliche und entscheidende Pfeiler des Freizeit- und Tourismusangebotes namentlich in Städten. Kultureinrichtungen werden für das Standortmarketing wie das Branding von weiteren Produkten genutzt. Kulturangebote sorgen für Lebensqualität und zählen nebst den Verkehrsanbindungen zu den wichtigsten Infrastrukturen im globalen Wettbewerb um die Standortattraktivität.

Gesamtwirtschaftlich betrachtet von besonderer Bedeutung ist jedoch die der Kultur- und Kreativwirtschaft eingeschriebene Innovationsfähigkeit: Neues zu schaffen, Bestehendes anders darzustellen oder auszudrücken, Tabus zu brechen und Bekanntes in andere Kontexte zu stellen, sind Grundfunktionen der Kunst und die «raison d'être» der Kreativen. Befördert wird diese Innovationsbereitschaft und -fähigkeit durch einen hohen Anteil an selbständig Erwerbstätigen sowie ein heterogenes und breites, zugleich hochvernetztes Feld, welches vom Kunsthandwerk bis zur Game-Industrie reicht. Als Teil der wissensbasierten Ökonomie wird die Kulturökonomie als kreativer Impulsgeber und wichtiger Innovationstreiber für zahlreiche andere Wirtschaftsfelder entdeckt: Abschliessung und Geschäftsgeheimnis weichen sogenannten «Inkubatoren», in welchen Kreative mit Hightech-Experten, Selbständige mit Nachwuchskräften aus Weltkonzernen erfolgreich «open innovation» pflegen. Die Kultur- und Kreativindustrie gilt als Vorreiter für neue Formen, Organisation und Prozesse der Innovation: Co-Wor-

king mit Produzenten aus anderen Branchen sowie Co-Design und Co-Produktionen mit Konsumenten lösen passive, reaktive, in der Regel bloss das Bekannte und Bestehende erfassende Markt- und Bedarfserhebungen ab. In enger Zusammenarbeit mit den Nutzern, Konsumenten wie Produzenten aus anderen Branchen werden hingegen effektiv bestehende, aber bisher nicht erkannte Bedürfnisse entdeckt und bisweilen neue Bedürfnisse generiert. Diese Verfahren und Leistungen gewinnen für die Wettbewerbsfähigkeit anderer Branchen zunehmend an Bedeutung (Fraunhofer 2012, S. 3). Dabei kommt den service- und kundenbezogenen Innovationen eine besonders hohe Bedeutung zu: Hier wird das Terrain für eine entmaterialisierte Konsumption und Produktion bereitet (siehe Kapitel 4), möglicherweise ein Wertewandel eingeleitet, der zu einer ressourcenschonenden «share und experience economy» führt. In Verbindung mit Hochschulen und weiteren Bildungsinstitutionen schafft die Kulturökonomie «creative cities», die neben Kapital insbesondere Wissensarbeiter und kreative Menschen anziehen (Florida 2005).

Verwendete Literatur

Adorno Theodor 1944, *Minima moralia*

Alsborg Paul 1975, *Der Ausbruch aus dem Gefängnis – Zu den Entstehungsbedingungen des Menschen*, Giessen (1922)

Ayer Alfred Jules 1936, *Language, truth and logic*

Bätschmann Oskar 2001, *Selbstkritik der Geisteswissenschaften*, in: SAGW, *Die Geisteswissenschaften heute und morgen*, S. 43–56, Bern

Berger Peter L. und Luckmann Thomas 1966, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*

Bourdieu Pierre 1984, *Sozialer Raum und «Klassen»*

Carnap Rudolf 1928, *Der logische Aufbau der Welt*

Cassirer Ernst 1996, *Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur*, Hamburg 1996 (1944)

Chomsky Noam 1968, *Language and Mind*

Crevoisier O. und Jeannerat H. 2010, *Les dynamiques territoriales de connaissance: relations multilcales et ancrage régional*, in: *Revue d'économie industrielle*, 128, S. 77–99

De Botton Alain 2014, *Wir geben euch Liebe*, in: *Weltwoche*, Nr. 32, 2014, S. 46–48

Dilthey Wilhelm 1883, *Einleitung in die Geisteswissenschaften*

Durkheim Emile, *Les formes élémentaires de la vie religieuse*, 1912

Fischer Joachim 2008, *Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung des 20. Jahrhunderts*, München

Florida Richard 2005, *Cities and the creative class*

Fraunhofer ISI und Prognos AG 2012, *Die Kultur- und Kreativwirtschaft in der gesamtwirtschaftlichen Wertschöpfungskette – Wirkungsketten, Innovationskraft, Potenziale*, Fraunhofer ISI

Frühwald Wolfgang et al. 1991, *Die Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt

Gadamer Hans-Georg 1960, *Wahrheit und Methode*

Gauger Jörg-Dieter und Rüter Günther 2007, *Sinn und Nutzen der Geisteswissenschaften*, in: Serie: «Warum die Geisteswissenschaften Zukunft haben!», Teil 7, Publikationen, Konrad Adenauer Stiftung, 4. Oktober 2007

Gehlen Arnold 1956, *Urmensch und Spätkultur*

Guardian Education, 29. März 2015, *The war against humanities at Britain's universities*

Habermas Jürgen 1987, *Über den doppelten Boden des demokratischen Rechtsstaates*, in: Habermas Jürgen, *Eine Art Schadensabwicklung*, S. 18–23

Hasler Felix 2009, *Stoppt den Neurowahn*, in: *Das Magazin* 43/2009, S. 26–28, Zürich

Hobbes Thomas 1975, *Leviathan*, Stuttgart (1651)

Husserl Edmund 1913, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie*

Hux Ivo 2011, *Vom wirtschaftlichen Nutzen der Geisteswissenschaften*, in: SAGW, *Bulletin* 4

Jeannerat H. und Crevoisier O. 2011, *Non-Technological innovation and multi-local territorial knowledge dynamics in the Swiss watch industry*, in: *International Journal of Innovation and Regional Development*, 3, S. 26–44

Joas Hans 2007, *Lehrbuch der Soziologie*, Frankfurt/New York

- Leimgruber Walter 2014, Kultur und Kulturtheorien: Zwischen De- und Rekonstruktionen, SAGW Akademie-vortrag Heft XXIII, Bern
- Lepenes Wolf 1988, Die drei Kulturen, Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, Stuttgart
- Lepenes Wolf 1989, Der Krieg der Wissenschaften und der Literatur, in: derselbe, Gefährliche Wahlverwandtschaften, S. 61–79, Stuttgart
- Marquard Odo 1986, Über die Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften, in: Marquard Odo, Apologie des Zufälligen, Philosophische Studien, Stuttgart
- Matter Rudolf 2011, Natürlich nützt Geisteswissenschaft den Medien. Aber ein paar Wünsche sind offen, in: SAGW, Bulletin 4
- Mead George Herbert 1934, Mind, Self and Society
- Merton Robert K. 1949, Social Theory and Social Structure. Toward the codification of theory and research
- Mill John Stuart 1843, A System of Logic, Ratiocinative and Inductive
- Minsch Rudolf 2011, economiesuisse und die Bedeutung der GeisteswissenschaftlerInnen, in: SAGW, Bulletin 4,
- Neschke Ada 2011, Sprache, Spiegel des «Geistes», in: Ada Neschke und Hans Rainer Sepp, Philosophische Anthropologie. Themen und Positionen, Band 5, Sprache und Wissenserwerb, Nordhausen, S. 106–136
- Neschke Ada 2012a, Argumenta in Dialogos Platonis, Teil 2, Platoninterpretation und ihre Hermeneutik vom 19. bis zum 21. Jahrhundert, Basel
- Neschke Ada 2012b, Die Aporien der Moderne und die Weisheit der Alten. Eine Kritik der modernen Ideologien, in: Würzburger Jahrbücher für die Altertumswissenschaft, Neue Folge, Band 36, Würzburg
- Parsons Talcott 1937, The structure of social action
- Pine J. und Gillmore J. 1999, The Experience Economy, Boston
- Popper Karl 1934, Falsifikationismus oder Konventionalismus
- Popper Karl 1945, Zwei Arten von Definitionen
- Ritter Joachim 1963, Die Aufgaben der Geisteswissenschaften in der modernen Gesellschaft, in: Ritter Joachim, Subjektivität, S. 105–140, Frankfurt 1974
- Roeck Bernd 2011, Vom Nutzen der Geisteswissenschaften für das Leben, in: Neue Zürcher Zeitung, 23. April
- Rüegg Walter 1999, Der Humanismus und seine gesellschaftliche Bedeutung, in: Schwinges Rainer Christoph, (Hg.), Artisten und Philosophen. Wissenschafts- und Wirkungsgeschichte einer Fakultät vom 13. bis zum 19. Jahrhundert, Band 1, S. 163–180, Basel
- Rüegg Walter 2002, Die Funktion des Humanismus für die Bildung politischer Eliten, in: Huber-Rebenich Gerlinde et al., (Hg.), Humanismus in Erfurt, Erfurt
- Rüegg Walter 2010, Hg., Geschichte der Universität in Europa, Band IV, Vom Zweiten Weltkrieg bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, München
- SAGW 2012, Positionspapier. Für eine Erneuerung der Geisteswissenschaften. Bern
- Schneider Manfred 2015, Lob der Skepsis, NZZ vom 11. Juli, S. 47
- Schütz Alfred 1932, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt
- Seel Martin 2004, Das Verstehen verstehen. Über den Sinn der Geisteswissenschaften, in: Die Zeit, 22. April
- SNF / W.I.R.E. 2014, Zur Bedeutung von sozialer Innovation in Wissenschaft und Praxis. Forschungsbericht
- UNESCO Deutsche Kommission 2013, UNESCO stellt neuen Kulturwirtschaftsbericht vor, http://unesco.de/kultur/2013/creative-economy-report_2013.html, Abfrage vom 12.8.15

Weber Max 1988, Soziologische Grundbegriffe, Begriff der Soziologie und des «Sinns» sozialen Handelns, Methodische Grundlagen (1921), in: Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, S. 542–562

Weber Max 1988, R. Stammlers «Überwindung» der materialistischen Geschichtsauffassung, Begriff der «Regel», «Regelmässigkeit», «Norm», «Maxime» (1907), in: Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, S. 322–336

Weckerle Christoph 2014, Facts and Figures – Switzerland's creative industry and creative economy, <http://creativeeconomies.com/article/3>, Abfrage vom 12.8.15

Wissenschaftsrat 2015, Zum wissenschaftspolitischen Diskurs über Grosse gesellschaftliche Herausforderungen, Positionspapier

Weitere Beiträge zur Entwicklung der Geisteswissenschaften in der Schweiz | Diverses contributions au développement des sciences humaines en Suisse

«Final report for the pilot project «Data and Service Center for the Humanities» (DaSCH)», Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), Bern 2015, 80 Seiten (Vol. 10, Nr. 1), [swiss academies reports](#)

«Förderung der Geisteswissenschaften 2017/2020 – Promotion des sciences humaines 2017/2020», Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), Bern 2015, 48 Seiten (Vol. 10, Nr. 2), [swiss academies reports](#)

«Angebot und Erwerb lateinischer Sprachkompetenzen an Schweizer Universitäten», Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), Bern 2014, 28 Seiten (Vol. 9, Nr. 4), [swiss academies reports](#)

«Förderung der Geisteswissenschaften in der Schweiz im Zeitraum 2002–2012», Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW), Bern 2014, 96 Seiten (Vol. 9, Nr. 3), [swiss academies reports](#)

«Positionspapier zur künftigen Ausgestaltung der Sozialpolitik», Eigenverlag, Bern 2012

«Für eine neue Kultur der Geisteswissenschaften? Pour une nouvelle culture des sciences humaines?», Akten des Kongresses vom 30. November bis 2. Dezember 2011 in Bern, Eigenverlag, Bern 2012

Weitere Informationen zur Wertschöpfung der Geisteswissenschaften unter [abouthumanities.sagw.ch](#)

De plus amples informations sur la valeur ajoutée des sciences humaines se trouvent sous:
[abouthumanities.sagw.ch](#)



Markus Zürcher

Dr. Markus Zürcher (*1961) studierte Schweizer Geschichte, Ökonomie und Soziologie an der Universität Bern und als Visiting Student an der University of Lancaster. Als Hilfsassistent und Assistent war er am Institut für Soziologie an der Universität Bern tätig. 1994 promovierte er unter der Leitung von Prof. C. Honegger in Geschichte. Seit 1995 ist er für die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften tätig, seit 2002 als deren Generalsekretär. Ein Nachdiplomstudium am Institut de hautes études en administration publique (IDHEAP) in Lausanne schloss er 1999 mit dem Master of Public Administration (MPA) ab. 2000–2010 nahm er Lehraufträge für Soziologie und Geschichte der Sozialwissenschaften an den Universitäten Freiburg und Bern wahr. An der PHW Bern unterrichtet er «Wissenschaftliche Methoden». Wissenschaftsgeschichte, Forschungspolitik und New Public Management sind seine Interessensgebiete.

SAGW

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (SAGW) vermittelt, vernetzt und fördert die geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung in der Schweiz. Ihr gehören 60 Fachgesellschaften und rund 20 Kommissionen an und sie leitet mehrere grosse Forschungsunternehmen. Sie versteht sich als Mittlerin zwischen Forschenden und wissenschaftlich interessierten Personen einerseits und politischen EntscheidungsträgerInnen, Behörden und einer breiteren Öffentlichkeit andererseits. Die SAGW verfügt über ein Budget von rund 10 Millionen Franken und wird von einem Vorstand mit 18 Mitgliedern aus Wissenschaft, Politik und Verwaltung geleitet. Im Generalsekretariat arbeiten 13 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

ASSH

L'Académie suisse des sciences humaines et sociales (ASSH) communique, coordonne et encourage la recherche en sciences humaines et sociales en Suisse. En tant qu'organisation faitière, elle regroupe 60 sociétés savantes et 20 commissions scientifiques. Elle dirige également plusieurs entreprises de recherche de taille importante. L'ASSH fonctionne comme intermédiaire entre d'une part des chercheurs et des personnes intéressées au domaine scientifique, et, d'autre part, les organes exécutifs, les autorités et le grand public. Disposant d'un budget annuel de 10 millions de francs environ, elle est dirigée par un Comité de dix-huit membres issus de la communauté scientifique, de la politique et de l'administration. Le Secrétariat général compte treize collaboratrices et collaborateurs.

h